



Homi K. Bhabha ist tatsächlich so freundlich, wie er aussieht. . .

Foto Julia Zimmermann

Vorne vom Golf, hinten aus Soho

Der Kulturtheoretiker Homi K. Bhabha über Barack Obamas Versprechen, rebellische Migranten und Tattoos unter der Burka



. . . aber bei dieser Frau sind sich viele nicht so sicher.

Foto Agata Skowronck

Er kommt wie gerufen. Am Donnerstag hielt der Literaturwissenschaftler Homi K. Bhabha, 60, an der Freien Universität Berlin die diesjährige Hegel Lecture, den wichtigsten öffentlichen Vortrag des Dahlem Institute for Humanities. Bhabha gilt als einer der bedeutendsten Vertreter der postkolonialistischen Theorie und warnt in seinen Arbeiten schon seit Jahren vor Vereinfachungen, wie sie in der Debatte über die Islamkritik momentan wieder allgegenwärtig sind. Bhabha wurde in Bombay geboren und ist zurzeit Professor an der Harvard University. Beim Interview wirkt er, gerade aus New York angekommen, skandalös gut gelaunt.

Gestern hielt Barack Obama seine Rede zum „State of the Union“. Was sagt uns Obama über das, was sie als „Hybridität der Kulturen“ beschrieben haben?

In Obamas Reden klingen tatsächlich viele Elemente meiner Theorien an, in seiner Politik und in seiner Rhetorik. Hybridität bedeutet nicht einfach eine Mischung ver-

schiedener Kulturen. Hybridität ist nicht einfach ein anderes Wort für Pluralismus. Mein Konzept legt nahe, dass etwas Neues entsteht, wenn kulturelle Unterschiede aufeinander einwirken, ich habe es den „dritten Ort“ genannt. Das ist nicht unbedingt ein bequemer Ort. Es geht nicht einfach darum, das Problem kultureller Konflikte zu lösen. Wir müssen die Regeln lernen, wie wir in diesem Raum verhandeln. Das wird aber nicht gelingen, wenn wir denken, dass wir uns wie in einem Supermarkt einfach die besten Ideen der verschiedenen Kulturen aussuchen können. Das Beste und das Schlimmste kommen immer gemeinsam. Wie Walter Benjamin sagte: Barbarei und Zivilisation hängen zusammen.

Für viele scheint der Preis derzeit zu hoch zu sein. Das Zusammenreffen verschiedener Kulturen wird immer noch gerne als „clash“ empfunden.

Ich glaube, es gibt genauso viele Leute, die das nicht als „clash“ erleben, das ist wirklich ein sehr problematischer Begriff. Die kreative Seite ist offensichtlich, und zwar nicht nur im Westen. Sie können heute

in Bombay zeitgenössischen deutschen Tanz sehen, die aktuellsten französischen Filme oder britisches Theater, und zwar aufgeführt von einheimischen Künstlern. Aber natürlich gibt es bestimmte Gruppen, die Migranten sehr feindselig gegenüberstehen. Diese Haltung ist meistens Ausdruck einer Angst. Die Politik wirkt solchen Ängsten nicht entgegen, sie macht sie sich lieber zunutze. Sie vernachlässigt die affektive Seite.

Wie ließe sich das ändern?

Nehmen wir die beliebte Gleichsetzung von Terroristen mit bestimmten Personengruppen. Wenn Sicherheitsdienste mit Terroristen sprechen, stellen sie fast immer fest, dass diese eine gewissen Demütigung erfahren haben. Aber für die konkreten Vorschläge, wie man damit umgeht, spielt das keine Rolle. Es ist einfacher, das Stereotyp zu erhärten, statt es aufzuweichen. Dieses beschränkte Verständnis von Politik ignoriert jede Vorstellung von Emotionalität, von Phantasie, es ignoriert all die Dinge, welche die Probleme ja erst verursachen.

Auch unter den Minderheiten selbst scheint es eine Art Rollback

zu geben. Gerade in der Diaspora entwickelt sich oft ein besonders orthodoxes Verhältnis zur Kultur der Herkunftsländer.

Ich glaube, das liegt an zwei Dingen: Erstens gibt es ökonomische Gründe, was natürlich nicht bedeutet, dass jeder, der sich der Orthodoxie zuwendete, keinen Job hat. Aber wenn Sie benachteiligt werden oder das Gefühl haben, sich immer besonders anstrengen zu müssen, wenn Sie das Gefühl haben, Sie sind ein Verlierer der komplexen Prozesse der Hybridisierung, dann ist es verführerisch, auf eine Form der Identität zurückzugreifen, die ein vollständiges Weltbild zu bieten scheint, ein Weltbild, das Ihre politische Einstellung, Ihre Religion, Ihre persönlichen Gewohnheiten vereint. Interessanterweise ist diese rebellische Pose, mit der die junge Generation der älteren entgegentritt, eher ein Erbe der westlichen Tradition der Aufklärung – das ist der zweite Punkt. Sie ist eine romantische Idee. Was aussieht wie eine Rückkehr der Jungen zur Orthodoxie, ist tatsächlich auch eine Revolte gegen das *ancien régime* – und diese

Lektion haben die jungen Migranten gelernt, weil sie selbst eben längst auch westlich sind. Der Inhalt mag aus einer anderen Zeit stammen, aber die Praxis ist eher westlich. In der Kultur ihrer Herkunftsländer werden Konflikte zwischen Generationen ganz anders verhandelt.

Hat diese Frustration auch etwas mit einem Verständnis von Integration zu tun, das von den neuen Mitgliedern einer Gemeinschaft immer verlangt, nach den Regeln der Mehrheit zu leben?

Natürlich müssen selbst in der pluralistischsten Gesellschaft die festgelegten Regeln befolgt werden. Ein Verbrechen ist ein Verbrechen, es spielt keine Rolle, ob Sie persönlich damit einverstanden sind oder nicht. Sehr oft ist das ja genau der Grund, warum Migranten in diese Gesellschaften kommen: Sie suchen gerade nach politischer Stabilität, nach Wohlstand, nach einem bürgerlichen Leben. Problematisch wird es, wenn grundlegende Aspekte ihrer intimen Beziehung zu einer bestimmten Kultur beschädigt werden. Wenn die Menschen zwar alle formalen Rechte bekommen, aber wissen, dass sie keinen Einfluss auf die Gesellschaft haben, entsteht Frustration. Es geht ihnen ja nicht darum, ihre Werte aufzuzwingen, aber sie wollen wenigstens an einer Diskussion darüber teilnehmen. Es muss Foren geben, in denen man über Normen und Gesetze diskutieren kann, und zwar mit der Perspektive, dass Veränderungen möglich sind. Sie können nicht einfach mit Ihren Karten an den Tisch kommen und sagen: Ich gebe dir eine Karte von mir, du gibst mir eine von deinen. Wir müssen die Karten neu mischen.

Sie haben den Migranten immer als jemanden beschrieben, dessen Effekt es ist, die Homogenität der dominierenden Kultur in Frage zu stellen, und zwar zu deren eigenem Vorteil. Den meisten allerdings scheint es schon schwerzufallen, die Symbole zu akzeptieren, die für ein bestimmtes Verhalten zu stehen scheinen.

Meistens versucht man einfach, jene Erfolgsrezepte von Migranten zu übernehmen, die integriert werden können. Das Versprechen der Zukunft liegt aber in einem Prozess der Übersetzung. Dadurch entsteht immer etwas anderes: eine Heimat, die weder Sie noch ich sofort erkennen, ein neuer Ort, ein neuer Raum, ein neues „Heim“.

Die Herausforderung ist, neue Formen des Denkens zu entwickeln, neue Bräuche, neue Verhaltensweisen. Aber unsere Politiker schauen immer nur in die Vergangenheit. Sie fragen, wo wir herkommen und welche kulturellen Errungenschaften wir eventuell mitbringen. Die Menschen wollen nicht einfach für all die guten Dinge bestätigt werden, die sie bereits repräsentieren – sie wollen spüren, dass sie zu einer neugeschaffenen Gesellschaft gehören. Zu einem gewissen Teil war das Obamas Versprechen.

Was aber, wenn sich die Positionen doch als unvereinbar herausstellen? Wie können wir, um ein konkretes Beispiel zu nehmen, bestimmten Tendenzen im Islam gegenüber offen sein, die zur Unterdrückung von Frauen führen?

Zunächst einmal gibt es sehr viele verschiedene Interpretationen, was die Rolle der Frau im Islam betrifft. Es gibt in islamischen Gesellschaften darüber so unterschiedliche Ansichten wie zwischen fundamentalistischen und liberalen Christen. Es ist keine besonders gute Idee, immer bei der Benachteiligung der Frauen anzufangen, wenn man über den Islam nachdenkt. Wir müssen aber auch verstehen, zu welchem Zweck bestimmte Symbole verwendet werden, was sie ausdrücken sollen. Ein Symbol ist eine Ansammlung sehr vieler verschiedener Dinge: Einige davon sind offensichtlich, einige

unbewusst, einige unterdrückt. Wenn wir solche Symbole interpretieren, müssen wir für ihre Komplexität offen sein und dürfen sie nicht einfach mit simplen Ideen oder Ideologien assoziieren.

Das Kopftuch als Gefängnis . . .

Ein Beispiel: Vor zwei Jahren war ich zu einem Vortrag in Manchester unterwegs, in einem Pendlerzug. Ich sollte damals über die Kopftuchdebatte sprechen, und durch einen jener Zufälle, die man immer nur glaubt, wenn sie in einem Roman passieren, sah ich irgendwam von meinem Manuskript auf, und vor mir saß eine Frau in einer Burka. Ich konnte nur ihre Augen sehen. Ich muss Ihnen ehrlich sagen: Ich war schockiert. Ich sehe so was nicht so oft. Sie sah aus wie auf einem venezianischen Maskenball. Man kann so was nicht einfach ignorieren. An der nächsten Station stieg sie aus und ging an mir vorbei, und von hinten sah ich eine sehr tief sitzende Jeans – und ein Tattoo. Sie spielte ganz klar eine Rolle, lebte an einer bestimmten Grenze und versuchte, das zu ihrem persönlichen Stil zu machen, aber auch zu ihrem persönlichen Glauben. Sie war absolut ambivalent. Von vorne sah sie aus, als käme sie vom Golf, von hinten, als käme sie aus Soho, New York.

Die Unterdrückung dieser Frau kommt also im Zweifelsfall von beiden Seiten: Von denen, die sie zwingen, die Burka zu tragen, und von denen, die sie anschauen, als wäre sie ein Opfer.

Ja, ganz genau. Wir müssen verstehen, dass Menschen in einer komplizierten Welt sehr widersprüchliche Leben führen. Toleranz bedeutet, nicht nur zu akzeptieren, dass jeder sein eigenes Ding macht. Toleranz bedeutet, dass man auch versucht, die unbewussten und einflussreichen Mittel zu verstehen, mit denen sie ihr Leben zusammensetzen. Aber wir lassen das nicht zu. Ambivalenz macht uns Angst.

Interview Harald Staun

platinum edition
NUR DIE BESTEN
UNSERER BESTSELLER

„Ein todsicherer Tipp.“ SÜDDEUTSCHE ZEITUNG

btb

Helene Tursten
Die Tote im Keller
Roman

Deutsch von Lotta Rüegger, Holger Wolandt | Broschur, 320 Seiten
ISBN 978-3-442-74029-1 | € 9,50 [d] | € 9,80 [a] | CHF 17,90* (empfl. VK-Preis)

DAS PLATINUM-GEWINNSPIEL. MITMACHEN LOHNT SICH! WWW.PLATINUMEDITION.DE

NACKTE WAHRHEITEN



Wintersonne

Ja, das kann man natürlich immer sagen, dass es nur am Wetter gelegen habe, dass die festliche Einweihung des neuen Suhrkamp-Hauses in Berlin so außerordentlich schön und entspannt und angenehm war. Es war schon ein sensationeller, klarer Sonntag, der letzte Dienstag in Berlin. Die Menschen waren wie erleuchtet aus Monaten der Dämmerung herausgetreten, hinein in die plötzliche Sonne und zu den Suhrkamps. Bester Stimmung. Aber es war mehr als die Klarheit der Luft. Die Leute neigen ja seit jeher dazu, in Suhrkamp-Fragen alles Mögliche da hineinzugeheimnissen, ins Haus, in die Bücher, in die Mitarbeiter, in die Seele der Verlegerin. Aber ohne Überdeutung dieses Einweihungstages muss man sagen, dass es alles so wirkte, als könnte dieser Umzug in eine andere Stadt, in ein anderes Haus, zu einer starken Verlebendigung der Traditionen des Hauses beitragen. Was vorher wie eine ernernte theoretische Unterstützung einer in Wahrheit handfesten materiellen Interessen folgenden Logik erschienen war, schien sich an diesem einen Tag aufs schönste zu verwirklichen. Aber gut, ich sehe schon, ich betreibe jetzt auch schon Suhr-

kamp-Mythologie und lasse das hier also nur mal so als Gedanken stehen.

Ein bisschen traurig war allein die Erkenntnis, wie wenig es im deutschen Literaturbetrieb immer noch braucht, um als Mann mit dem besten Auftritt des Tages zu gelten. Jedenfalls war die große Ray-Ban-Pilotenbrille Hans Magnus Enzensbergers, die er auch im Festzelt nicht abnahm, das Markenzeichen des Tages. Ein bisschen wurde der coole Auftritt durch Berichte geschmälert, er habe sie wegen einer Augenverletzung aufbewahrt. Damit wäre dann auch das letzte coole Element eliminiert. Na schön. Handke kam immerhin ein bisschen zu spät, rückte neben Rainald Goetz in die Grauherrnreihe und diktierte später Journalistinnen im Treppenhausedränge

seine Berlin-Meinungen in den Block. Dass auch Martin Walser gekommen war, haben die anwesenden Literaturredakteure den Amateuren des Betriebs, die ihnen das wenig staunend berichteten, erst gar nicht geglaubt. „Kann nicht sein“, sagten sie. „Sind Todfeinde“, sagen sie. Aber die Profis hatten sich getäuscht. Er war wirklich da. Jede Versöhnung scheint plötzlich möglich.

Und wo wir schon gerade bei guter Laune sind: der Weilheimer Literaturpreis ist ein echtes Ereignis. Ich durfte da in diesem Jahr die Laudatio auf den Preisträger Sten Nadolny halten. Es ist der einzige große Literaturpreis in Deutschland, der von Schülern vergeben wird, und mit welcher Begeisterung, mit welcher Ernsthaftigkeit und welchem Wissen die Schüler da vor fünfhundert Zuhörern in der Weilheimer Stadthalle ihre Preisgründe tanzten, riefen und erzählten, das war unglaublich beeindruckend. Der Preisträger war auch sehr gerührt und hielt fast etwas betreten die Mappe mit seiner „Rede an die Jugend“ auf den Knien und umarmte alle sieben Juroren herzlich. In der Nacht schnicte es sehr. Mein Mietwagen hatte Sommerreifen, und ich entdeckte die Langsamkeit. vw